

## 2. Biografie-Forschung als historische Sozialisationsforschung

*Volker Depkat*

Ein schwieriges Genre: Zum Ort der Biografik  
in der Arbeitergeschichtsschreibung

Wider den Historismus: Biografieforschung und Sozialgeschichte  
in der Bundesrepublik Deutschland

Am Anfang der bundesrepublikanischen Historiografie stand der Historismus, und der war bekanntlich beides:<sup>1</sup> Weltanschauung und Methode.<sup>2</sup> Als Weltanschauung betrachtete er alle Phänomene der sozialen Welt in ihrem Gewordensein. Er reflektierte diese in ihrer Individualität und Kontingenz und erörterte ihren Wandel in der Zeit in den Kategorien von Ursache und Wirkung. In der Weltanschauung des Historismus gründete ein Geschichtsverständnis, das Ideen, Individuen und Staaten als die zentralen Faktoren des historischen Prozesses identifizierte und sie in ein dynamisches Verhältnis zueinander setzte. Demnach strebten Ideen als historische Akteure eigenen Rechts nach Verwirklichung und Institutionalisierung, wobei der Staat als die höchste Form der Institutionalisierung von Ideen verstanden wurde. Staaten wiederum wurden ihrerseits als Individuen begriffen, die ein Eigenleben, ja eine eigene Rason hatten und die mit anderen Staaten unter Bedingungen scharfer Konkurrenz im internationalen Konzert der Mächte interagierten. Historische Persönlichkeiten waren in diesem Zusammenhang sowohl Träger als auch Verwirklicher von Ideen.

Deshalb wurden historische Persönlichkeiten meist in der Kategorie von „Größe“ reflektiert – und Größe konnte nach Jakob Burckhardt vor allem auf zwei Aspekten beruhen. Zum einen nämlich, dass sich in einem einzelnen Individuum das Allgemeine einer Epoche auf besondere Weise konzentrierte, also dass sich die Geschichte einer Zeit in einem Individuum gewissermaßen verdichtete, wie etwa in einem Epochenbegriff „die Adenauerjahre“.<sup>3</sup> Zum anderen aber waren es die Kriterien von „Einzigkeit“ und „Unersetzlichkeit“ in einem

1 Ich danke Alexander Hackl und Andreas Osterholt für die Hilfe bei diesem Aufsatz.

2 Zum Ort des Historismus in der deutschen Geschichtswissenschaft vgl. Georg G. Iggers: Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassungen von Herder bis zur Gegenwart, Wien 1997; Otto Gerhard Oexle: Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne, Göttingen 1996; ders./Jörn Rüsen (Hg.): Historismus in den Kulturwissenschaften, Köln 1996; Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen: Geschichte des Historismus. Eine Einführung, München 1992; Annette Wittkau-Horgby: Historismus. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems, Göttingen 2004; Jens Nordalm (Hg.): Historismus im 19. Jahrhundert. Geschichtsschreibung von Niebuhr bis Meinecke, Stuttgart 2006.

3 Jakob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen. Erläuterte Ausgabe, hg. von Rudolf Marx, Stuttgart 1978, S. 207–248.

spezifischen Kontext, die „Größe“ definieren konnten.<sup>4</sup> „Der große Mann ist ein solcher“, resümierte Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, „ohne welchen die Welt uns unvollständig schiene, weil bestimmte große Leistungen nur durch ihn innerhalb seiner Zeit und Umgebung möglich waren und sonst undenkbar sind; er ist wesentlich verflochten in den großen Hauptstrom der Ursachen und Wirkungen.“<sup>5</sup>

Als Methode basierte der Historismus auf der gewissenhaften Quellenkritik, wobei „Quellen“ hier für lange Zeit überhaupt nur Texte waren, woraus sich eine enge Verbindung von Philologie und Historiografie ergab.<sup>6</sup> Der Quellenkritik zur Seite stand das Verstehen als die epistemologische Zentralkategorie, die die Historiografie als Geisteswissenschaft von den Naturwissenschaften unterschied, die Phänomene eben nicht verstanden, sondern sie mit Hilfe von universal gültigen Naturgesetzen erklärten. Verstehen war demnach diejenige intellektuelle Operation, die in kreisenden Bewegungen das Einzelne in ein Ganzes einbettete, die einzelne Phänomene auf bedeutungsvolle Strukturzusammenhänge bezog und durch diese breite Kontextualisierung die zeitspezifische Bedeutung einzelner Phänomene bestimmte. Die aus den Quellen gewonnenen Erkenntnisse wurden mithin in eine zirkuläre intellektuelle Bewegung integriert, die historische Fakten in ihrer Individualität und Einmaligkeit beschrieb, diese verstehend in den Kontext der Zeit einbettete und sie von diesem Kontext her dann auch begriff.<sup>7</sup>

In der historistischen Geschichtswissenschaft kam der Biografieforschung eine zentrale Rolle zu. Sie war gewissermaßen die Königsdisziplin, weil sich in ihr, wie Andreas Gestrich treffend feststellte, sowohl das Geschichtsdenken als auch die Methode des Historismus als einer „an handelnden Subjekten ausgerichteten Geschichtsschreibung“ in konzentrierter Weise bündelte.<sup>8</sup>

Vor diesem Hintergrund entfaltete sich die sozialgeschichtliche Wende in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft in den 1960/70er Jahren als Kritik am Historismus. Diese Kritik war fundamental, weil sie sich sowohl gegen die theoretischen Prämissen und politischen Implikationen des Geschichtsdenkens als auch gegen die epistemologischen Grundlagen des Historismus richtete.<sup>9</sup> Die sich als historische Sozialwissenschaft neu aus-

4 Ebd., S. 211.

5 Ebd.

6 Zum Stand der Quellenkunde vgl. Volker Depkat: Plädoyer für eine kommunikationspragmatische Erneuerung der Quellenkunde, in: Patrick Merziger u. a. (Hg.): *Geschichte, Öffentlichkeit, Kommunikation*. Festschrift für Bernd Sösemann zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2010, S. 205–221.

7 Zum Stand der Diskussion um den Verstehensbegriff hier nur: Ulrich Muhlack: *Verstehen*, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek b. Hamburg 32007, S. 104–136.

8 Andreas Gestrich: *Einleitung. Sozialhistorische Biographieforschung*, in: ders./Peter Knoch/Helga Merkel: *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen 1988, S. 5.

9 Zur Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland vgl. Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band. Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815*, München 1987, S. 6–31; Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.): *Sozialgeschichte in Deutschland*, 4 Bde., Göttingen 1986/87; Georg G. Iggers: *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, Göttingen 2007, S. 32–59; ders.: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, S. 400–413; Jin-Sung Chun: *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskri-*

richtende Geschichtswissenschaft trachtete nach einer „Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus“,<sup>10</sup> wertete folglich die Rolle des Individuums im historischen Prozess ab und konzentrierte sich stattdessen auf Strukturen und Prozesse als eigentliche Faktoren historischen Wandels. An die Stelle des historischen Verstehens von Entwicklungsgeschichten rückte die problemorientierte Analyse zentraler Prozesse und Strukturen in kritischer und auch emanzipatorischer Absicht.

Der Biografieforschung hat diese Neujustierung der Geschichtswissenschaft im Zuge der sozialgeschichtlichen Wende nicht gut getan, denn die Privilegierung anonymer Prozesse und überindividueller Strukturen hatte für „eine narrative Darstellung der Personen und Ereignisse, die einen zentralen Platz in der idealistischen Historik des klassischen Historismus einnahmen“, keine Verwendung mehr.<sup>11</sup> Folglich hat die theorieverliebte Sozialgeschichte das gesamte Feld der historischen Biografik insgesamt untertheoretisiert gelassen; sie blieb bei den großen theoretischen und methodischen Innovationen der sozialgeschichtlichen Wende in den 1960/70er Jahren außen vor. In der Folge verkümmerte sie und ragte als Fossil des Historismus noch in eine Gegenwart hinein, in der vor allem jüngere Historiker immer weniger bereit waren, sich theoretisch und praktisch mit diesem Genre zu befassen. Ende der 1980er Jahre stellte Andreas Gestrich deshalb zu Recht fest, dass die „Lage der wissenschaftlichen historischen Biografik (...) desolat“ sei.<sup>12</sup>

Dieser Zustand schwelte bereits seit längerem. Schon 1969 diagnostizierte Hans-Ulrich Wehler in der „Historischen Zeitschrift“ die „Krise der politischen Biographie“ und sah diese in zwei Ursachen begründet, die auf die noch sehr viel größere Krise des Historismus zurückverwiesen.<sup>13</sup> Dabei argumentierte Wehler einerseits erfahrungsgeschichtlich, andererseits erkenntnistheoretisch. Er stellte fest, dass die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Zeit seit 1914 „die Gewalt von Sachzwängen in der industriellen Welt, (...) kurzum: die Durchschlagskraft von Kollektivphänomenen in einem besonderen Ausmaß erwiesen“ habe.<sup>14</sup> Es waren mithin die bis 1969 mit dem 20. Jahrhundert gemachten historischen Erfahrungen, die dem „geradezu dogmatisierten Individualitätsprinzip des deutschen Historismus gewissermaßen den Boden entzogen“ hatten.<sup>15</sup> Gleichwohl war die Krise der politischen Biografie nicht nur das Ergebnis des Zerbröckelns historistischer Geschichtsbilder; in ihr manifestierte sich für Wehler auch die epistemologische Krise, in die der Historismus bis 1969 geraten war. Als zweite Ursache machte er nämlich die „Krise des ‚Verstehens‘-Begriffs“ aus, wie „ihn der klassische deutsche Historismus als hermeneutisches Prinzip

tik und wissenschaftlicher Innovation 1948–1962, München 2000; Thomas Kroll: Sozialgeschichte, in: Christoph Cornelißen (Hg.): Geschichtswissenschaften. Eine Einführung, Frankfurt am Main 2000, S. 149–161; Josef Mooser: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Historische Sozialwissenschaft, Gesellschaftsgeschichte, in: Goertz, S. 568–591.

10 Wolfgang J. Mommsen: Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus, Düsseldorf<sup>2</sup>1971.

11 Iggers: Deutsche Geschichtswissenschaft, S. 409.

12 Gestrich, S. 5.

13 Hans-Ulrich Wehler: Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse, in: Historische Zeitschrift 208 (1969), S. 529–554, hier S. 531.

14 Ebd., S. 532.

15 Ebd.

entwickelt und begründet“ habe. Ob das Verstehen überhaupt den „strengen wissenschaftstheoretischen Ansprüchen weiterhin voll genügen“ könne, werde „namentlich von einigen Sozialwissenschaftlern energisch bezweifelt“, stellte Wehler fest.<sup>16</sup> Nachdem mithin sowohl „die idealistische Individualitätsphilosophie ihre ehemals verbindliche Überzeugungskraft verloren“ habe, als auch „die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der biografischen Geschichtsschreibung brüchig geworden“ seien, mangle es der Biografik, so Wehler, „an einem unbezweifelt sicheren Fundament“. Sie bleibe deshalb „oft in einer positivistischen Stoffbewältigung und narrativen Ereignisgeschichte stecken.“<sup>17</sup>

Vor dem Hintergrund der von ihm selbst diagnostizierten Krise der politischen Biografik plädierte Wehler entschieden dafür, sich mit den Theorien und Ergebnissen der wissenschaftlichen Psychologie, der Psychoanalyse und der Sozialpsychologie auseinanderzusetzen und diese für historische Untersuchungen nutzbar zu machen.<sup>18</sup> In diesem Zusammenhang müssten Sozialhistoriker ihre Erkenntnisanstrebungen vor allem auf „Kollektivmentalitäten“, „Sozialcharaktere“ oder auch „Sozialprofile“ richten, denn diese Zielrichtung entspreche einer modernen Geschichtswissenschaft, die „ihr Interesse zunehmend der Gesellschaft und Wirtschaft, den Institutionen und Organisationen, Strukturgeschichte und Vergleich zuwendet.“<sup>19</sup> Dieser Gewinn dürfe keinesfalls wieder rückgängig gemacht werden, mahnte Wehler und forderte: „[D]ie historische Forschung sollte auf die gesellschaftlichen überindividuellen (...) Einflüsse abzielen, nicht jedoch auf die sogenannten individuellen Motive hinsteuern.“<sup>20</sup> Damit war die Maxime vom Vorrang der Gesellschaft vor dem Individuum in einer sich als historische Sozialwissenschaft verstehenden Geschichtswissenschaft formuliert, die zusammen mit der Soziologie und der Wirtschaftswissenschaft „jene Sachzwänge oder vorgegebenen Entscheidungssituationen“ bloßlegt, „die zunächst unabhängig vom Einfluß eines führenden Politikers, Großindustriellen usw. entstehen“.<sup>21</sup>

Dieses Diktum von der gesellschaftlichen Bedingtheit des Individuellen stellte das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, wie es die historistische Tradition konzipiert hatte, auf den Kopf. Fortan standen soziologische Großkategorien im Zentrum der Erkenntnisanstrengung. Es ging um Schichten und Klassen, um soziale Bewegungen und kollektive Mentalitäten. Das hatte den Effekt, dass das Individuum stets nur als Konkretisierung des Kollektiven gesehen wurde, als Träger von kollektiv geteilten Eigenschaften, Einstellungen und Ansichten.

Im Ergebnis entstand dadurch ein tiefer Graben zwischen Sozialhistorikern und Biografieforschern, die buchstäblich mit dem Rücken zueinander standen. Sie suggerierten sich gegenseitig, dass das eine nichts mit dem anderen zu tun hätte, und vor allem die Sozialgeschichte zog eine scharfe Linie zwischen sich und der historischen Biografik. Dieser Habitus lässt sich noch bis in unsere Tage hinein beobachten; er ist beispielsweise tragend für die

16 Ebd.

17 Ebd., S. 536–537.

18 Ebd., S. 537–538.

19 Ebd., S. 547–548.

20 Ebd., S. 549.

21 Ebd., S. 552.

Biografie über Hugo Stinnes, die Gerald D. Feldman Ende der 1990er Jahre veröffentlichte.<sup>22</sup> In seinem Vorwort stellte Feldman fest, dass ihm das Genre der historischen Biografie bisher fremd gewesen sei. Es herrsche ein „unvermeidliches Spannungsverhältnis zwischen dem Genre der Biographie (...) und der generalisierenden strukturgeschichtlichen und sozialwissenschaftlichen Analyse, durch die sich das Schrifttum über die Industrialisierung im Allgemeinen“ auszeichne.<sup>23</sup> Feldman inszenierte das Verfassen einer Biografie mithin ostentativ als eine Art Seitenwechsel, der ein „durchaus lohnendes intellektuelles Abenteuer“ für ihn bereitzuhalten versprach. Allerdings sah er die Erkenntnischancen des biografischen Ansatzes allein darin, „Generalisierungen einem Realitätstest zu unterwerfen sowie Strukturen mit menschlichem und lebendigem Inhalt zu füllen.“<sup>24</sup> Für den klassisch geprägten Sozialhistoriker Feldman war die Biografie somit allein Illustration und Korrektiv für strukturgeschichtliche Ansätze – und als solche diesen nachgeordnet. Indem der Sozialhistoriker hier das Genre Biografie umarmte, wurde der Dualismus zwischen Sozialgeschichte und Biografieforschung letztlich zementiert.

### Biografieforschung, kulturgeschichtlich

So wie die sozialgeschichtliche Wende sich in der Kritik am Historismus entfaltete, so entfaltete sich die kulturgeschichtliche Wende in der deutschen Geschichtswissenschaft in der Kritik an der Sozialgeschichte vor allem Bielefelder Prägung.<sup>25</sup> Konservative Kritik am Projekt der Sozialgeschichte gab es praktisch von Beginn an. Sie verdichtete sich erstmals in der kritischen Auseinandersetzung mit Hans-Ulrich Wehlers „Das Deutsche Kaiserreich, 1871–1918“ und kulminierte dann in gewisser Hinsicht im Historikerstreit der 1980er Jahre.<sup>26</sup> Ein zentrales Element der konservativen Kritik am Projekt der Sozialgeschichte war stets die Rolle des Individuums im historischen Prozess, welches mit seiner Einmaligkeit und Kontingenz jeder theoriegeleiteten Geschichtswissenschaft unüberwindliche Grenzen zog. So

22 Gerald D. Feldman: Hugo Stinnes. Biographie eines Industriellen, 1870–1924, München 1998.

23 Ebd., S. ix.

24 Ebd.

25 Zur kulturgeschichtlichen Wende in der Geschichtswissenschaft vgl. Peter Burke: What is Cultural History? Cambridge 2004; Michael Maurer: Kulturgeschichte. Eine Einführung, Köln 2008; Doris Bachmann-Medick: Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek b. Hamburg 2009; Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt am Main 2001. Zu den Theoriedebatten der 1990er Jahre: Rudolf Vierhaus: Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Hartmut Lehmann (Hg.): Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen 1995, S. 5–28; Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997; Thomas Welskopp: Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 24 (1998), S. 173–198; Hans-Ulrich Wehler: Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998.

26 Hans-Ulrich Wehler: Das Deutsche Kaiserreich, 1871–1918, Göttingen 1973; Rudolf Augstein u. a.: „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München 1987; Dan Diner (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt am Main 1987.

betonte beispielsweise Klaus Hildebrand in seiner durch Wehlers Buch ausgelösten kritischen Auseinandersetzung mit dem Konzept der Gesellschaftsgeschichte, dass die Geschichtswissenschaft sich mit dem Einmaligen befasse, weshalb Theorie so lange nicht anwendbar bleibe, „solange die unberechenbare Größe des Menschen als Subjekt und Objekt der Geschichte im Mittelpunkt ihres Handelns und Interesses steht“. Deshalb müsse man sich entscheiden, ob man „Geschichte“ oder „Gesellschaftsgeschichte“ betreiben wolle.<sup>27</sup>

Diese konservative Kritik an der Sozialgeschichte hat freilich die kulturgeschichtliche Wende in der deutschen Geschichtswissenschaft nicht ausgelöst. In ihr wurde vielmehr nur das mächtige Fortwirken der historistischen Tradition sichtbar. Entscheidend für die kulturgeschichtliche Wende war vielmehr die Kritik am Bielefelder Modell von Historikern wie Thomas Nipperdey, Alf Lüdtke und Hans Medick, die sich selbst als Sozialhistoriker begriffen und sich an der Praxis einer auf Strukturen und Prozessen fixierten Sozialgeschichte rieben.<sup>28</sup>

Die sozialhistorischen Kritiker einer Sozialgeschichte Bielefelder Prägung argumentierten, dass eine auf soziologische Großkategorien wie Schichten und Klassen fixierte und anonyme Prozesse und Strukturen privilegierende Sozialgeschichte nur sehr unzureichend erklären könne, warum Individuen und Gruppen in vergangenen Zeiten so handelten wie sie handelten. Gleichzeitig warfen sie der so definierten Sozialgeschichte vor, das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft in Kategorien eines scharfen Dualismus zu reflektieren, der den sozialen Realitäten vergangener Zeiten völlig unangemessen sei. Individuen stünden den Strukturen nicht nur gegenüber, sondern immer auch in ihnen. Sie würden in ihrem sozialen Handeln zwar durch die Strukturen bestimmt, doch brächten sie durch ihr Handeln diese Strukturen immer auch erst wieder hervor. Es müsse also darum gehen, das Verhältnis von Individuum, Gruppe und institutionellen Strukturen zu dynamisieren, und dies sei unmöglich, ohne die subjektive Dimension der Geschichte wieder in die theoretisch-konzeptionellen Überlegungen mit einzubeziehen. Kritiker wie Medick argumentierten für eine kulturwissenschaftliche Erweiterung der Sozialgeschichte, die darauf abheben sollte, das Leben, Denken, Handeln und Fühlen konkreter Menschen in vergangenen Wirklich-

27 Klaus Hildebrand: *Geschichte oder ‚Gesellschaftsgeschichte‘?* in: *Historische Zeitschrift* 223 (1976), S. 328–357, hier S. 341, 352, 355. Vgl. auch Iggers: *Deutsche Geschichtswissenschaft*, S. 414–415.

28 Thomas Nipperdey: *Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, historische Anthropologie*, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte* 55 (1968), S. 145–164; ders.: *Bemerkungen zum Problem einer historischen Anthropologie*, in: Ernst Oldemeyer (Hg.): *Die Philosophie und die Wissenschaften. Simon Moser zum 65. Geburtstag*, Meisenheim a. Glan 1967, S. 350–370; ders.: *Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft*, in: Gerhard Schulz (Hg.): *Geschichte heute. Positionen, Tendenzen und Probleme*, Göttingen 1973, S. 225–255; Alf Lüdtke: *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main 1989; ders. (Hg.): *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991. Hans Medick: *Missionare im Ruderboot? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), S. 295–319; ders.: *Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte*, Göttingen 1996.

keiten auf die kulturellen Rahmenbedingungen zu beziehen, innerhalb derer sie agierten und die ihr Handeln ermöglichten und anleiteten.

Damit waren die Grundlagen für eine um die Schlüsselkategorien Wertideen, Sinnsysteme, soziale Praktiken, Identität und Kommunikation kreisende neue Kulturgeschichte gelegt, die sich in den 1980/90er Jahren voll entfaltete und dann auch auf die Bielefelder Schule zurückwirkte. Kein geringerer als Hans-Ulrich Wehler selbst betrieb in seinen letzten Jahren auf seinem Bielefelder Lehrstuhl die kulturgeschichtliche Erweiterung der Sozialgeschichte.<sup>29</sup>

Die kulturgeschichtlich erweiterte Sozialgeschichte wies auch der Biografieforschung einen neuen Ort im Kontext einer theoriegeleiteten Geschichtswissenschaft zu. Umriss einer solchen neuen Biografie wurden zumindest in methodisch-konzeptioneller Hinsicht erstmals in dem von Andreas Gestrich gemeinsam mit Peter Knoch und Helga Merkel im Jahr 1988 herausgegebenen Band „Biographie – sozialgeschichtlich“ sichtbar. Der Titel des Buches suggeriert zwar, hier würde ein klassischer sozialgeschichtlicher Ansatz verfolgt, doch vor allem die Einleitung von Andreas Gestrich reflektierte die neue historische Biografie bereits in viel breiteren kulturgeschichtlichen Bezügen. Im Kern schlug Gestrich damals eine neue wissenschaftliche Biografie vor, die in der Tradition einer *verstehenden Soziologie* Max Webers verankert sein sollte, wie sie dann von Alfred Schütz, Peter Berger und Thomas Luckmann sowie auch Jürgen Habermas phänomenologisch-wissenssoziologisch und auch kommunikationstheoretisch gewendet wurde.<sup>30</sup> Unter dieser konzeptionell-theoretischen Perspektive erscheint das Individuum weder als *homo clausus* noch als bloße Manifestation von Kollektivphänomenen, sondern als ein in seine Umwelt eingelassener, durch Familie, Verwandtschaft, peer group, Klasse und andere gesellschaftliche Strukturen geprägter „Handlungsträger“, der aber, indem er in seiner gesellschaftlichen Umwelt handelt, auf eben diese Umwelt zurückwirkt und sie dadurch auch wiederum prägt.<sup>31</sup>

Tragend für diese neue Biografie ist mithin eine interaktionistische Subjekt- und Identitätstheorie, die einerseits darauf abhebt, dass sich das Ich als Ich stets nur in der Interaktion mit anderen konstituiert, die damit andererseits den Einzelnen aber immer auch zum Produzenten seiner Identität durch Selbstinterpretation und Interaktion werden lässt.<sup>32</sup> Entscheidend scheint mir nun zu sein, dass die von Gestrich entworfene neue kultur- und sozialgeschichtliche Biografie äußere Lebensverläufe als objektiv rekonstruierbare Fakten und die subjektiven Selbstentwürfe nicht unverbunden nebeneinander bestehen lässt, sondern sie als gewissermaßen doppelte Realität des Biografischen aufeinander bezieht und sie auch in der Bezogenheit aufeinander analysiert. Für Gestrich ist die „Darstellung und Erklärung“ sowohl „des äußeren Lebensablaufs“ als auch „der Selbstinterpretation von Individuen

29 Siehe v. a. Wehler: Herausforderung Kulturgeschichte.

30 Gestrich, S. 9–20. Zur verstehenden Soziologie im Kontext der phänomenologischen Diskussion vgl. Volker Depkat: Kommunikationsgeschichte zwischen Mediengeschichte und der Geschichte sozialer Kommunikation. Versuch einer konzeptionellen Klärung, in: Karl-Heinz Spieß (Hg.): Medien der Kommunikation im Mittelalter, Stuttgart 2003, S. 9–48, hier S. 12–18.

31 Gestrich, S. 7.

32 Ebd., S. 21, 23.

oder Gruppen in ihrem wechselseitigen Zusammenhang“ der zentrale Gegenstand einer neuen biografischen Forschung.<sup>33</sup> Eine solche Annäherung an das Individuum im Kontext seiner Zeit führe nicht länger „über naive Intuition, sondern über die Analyse der Herstellung von Sinn im Prozeß der Kommunikation und eine exakte Untersuchung des ‚Kontextes‘ von Handlungen.“<sup>34</sup> Erst die Vermittlung der verschiedenen biografischen Realitäts-ebenen vervollständige, so Gestrich, nicht nur die Biografieforschung, sondern auch das Projekt der Sozialgeschichte als solches. „Denn nur wenn herausgearbeitet werden kann, wie Individuen und Gruppen in ihrem Selbstverständnis und ihren Handlungen die vorgefundenen Strukturen aufgreifen und handelnd reproduzieren oder verändern,“ schrieb Gestrich, „läßt sich die ältere Form der Strukturgeschichte in eine wirkliche Gesellschaftsgeschichte überführen.“<sup>35</sup>

Das, was Gestrich und Kollegen Ende der 1980er Jahre bereits umrissen, ist seitdem weiter präzisiert und durch eine Vielzahl biografischer Studien empirisch unterfüttert worden. Dadurch ist eine neue kultur- und sozialgeschichtlich fundierte Biografik entstanden, die zentral um die drei Begriffe „Lebenslauf“, „Biografie“ und „Autobiografie“ kreist.<sup>36</sup> Lebenslauf meint in diesem Zusammenhang die Daten eines gelebten Lebens, die unabhängig von aller individuellen oder kollektiven Deutung als Fakten zu konstatieren sind. Biografie ist demgegenüber ein durch einen Beobachter immer schon gedeutetes Leben, eine Lebensgeschichte also, die mittels der Erzählung die einzelnen biografischen Fakten zu einem in sich zentrierten, bedeutungsvollen Sinnzusammenhang verwebt und als Geschichte erzählt. Biografien organisieren mithin durch Erzählung eine Perspektive auf das Leben historischer Personen, aus der heraus das Leben eben dieser Person in seiner kontext- und zeitabhängigen Bedeutung ausgedeutet wird. Autobiografien schließlich sind, was immer sie sonst auch noch alles sein mögen, Selbstdeutungen eines gelebten Lebens durch denjenigen, der dieses Leben gelebt hat.<sup>37</sup> Gleichwohl bleibt das Genre der Biografie weiterhin durch eine „gewisse Theorieferne“ gekennzeichnet, wie Wolfram Pyta jüngst noch einmal wieder hervorgehoben hat. Zwar sei die theoretische Sensibilität inzwischen größer „als noch vor einigen Dekaden“, gleichwohl sei das theoretische Potential der Biografie „bei weitem noch nicht ausgeschöpft“.<sup>38</sup> Gilt dieser Befund für die historische Biografieforschung allgemein, so gilt er in ganz besonderem Maße für die Historiografie zur Geschichte der Arbeiterbewegung.

33 Ebd., S. 14.

34 Ebd., S. 13.

35 Ebd., S. 20.

36 Das neue Interesse am Biografischen hat inzwischen in einem Handbuch eine erste, multidisziplinäre Synthese erfahren. Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart 2009.

37 Zur Terminologie: Klein, *passim*. Als Versuch einer praktischen Anwendung aus historischer Sicht: Volker Depkat: *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*, München 2007.

38 Wolfram Pyta: *Biographisches Arbeiten als Methode. Geschichtswissenschaft*, in: Klein, S. 331–338, hier S. 331, 338.

## Entindividualisierung des Individuellen – Biografieforschung in der Geschichte der Arbeiterbewegung

Die Arbeitergeschichtsschreibung hat es rein von ihrer Anlage her sehr viel schwerer mit dem Genre der Biografie als andere Teildisziplinen im großen Haus der Geschichte.<sup>39</sup> Das hat vor allem drei Gründe. Der erste ist die Materiallage, denn die übergroße Mehrheit derjenigen, die den zentralen Gegenstand der Arbeitergeschichte bilden – also die Handwerker und Fabrikarbeiter, die Tagelöhner und Wanderarbeiter und andere Bewohner des proletarischen Milieus –, hat keine historischen Quellen hinterlassen, aus denen sich biografische Forschung bestreiten ließe. Diejenigen aus dem Arbeitermilieu wiederum, die Schriftliches hinterlassen haben und zu denen es deshalb biografische Studien gibt – also die Partei- und Gewerkschaftsführer, die Journalisten der Parteipresse oder die bürgerlichen Intellektuellen –, sind in ihren Lebensläufen in vielerlei Hinsicht gerade nicht typisch oder repräsentativ für die Arbeiterklasse, eben weil es sich bei ihnen um Funktionseliten handelt, für die Politik seit dem ausgehenden Kaiserreich buchstäblich zum Beruf wurde.<sup>40</sup> Ungeachtet aller Plädoyers für eine Sozialgeschichte von unten ist deshalb gerade die Biografik der Arbeitergeschichtsschreibung in ganz besonderem Maße in die historistische Falle der großen und nicht ganz so großen Männer getappt.<sup>41</sup>

Der zweite Grund, warum es die Arbeitergeschichtsschreibung mit dem Genre der Biografie schwer hat, hängt mit dem zuletzt Gesagten unmittelbar zusammen: Der Zugriff auf das Leben einer Einzelperson geschah meist in monumentalistischer Absicht im Sinne Friedrich Nietzsches.<sup>42</sup> Der monumentalistischen Historiografie geht es nicht um historische Erkenntnis als Selbstzweck, sondern um die Funktionalisierung der Vergangenheit für den eigenen politischen Kampf, sei es als Lehre, als Trost oder als Warnung. Eine Biografik in monumentalistischer Absicht kennt deshalb eigentlich nur tätige Aktivisten, Heroen und Märtyrer im Dienste einer gemeinsamen Sache, deren Biografien als Vorbilder vor allem eine identitätspolitische Relevanz für die jeweils gegenwärtigen Aktivisten haben. Charakteristi-

- 39 Zum Ort und den Problemen der Biografieforschung in der Geschichte der Arbeiterbewegung vgl. Torsten Oppelland: Sozialdemokraten und ihre Partei, in: *Neue Politische Literatur* 48 (2003), S. 430–448; Peter Lösche/Michael Scholing/Franz Walter (Hg.): *Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten*, Berlin 1988; Walter Mühlhausen: *Friedrich Ebert 1871–1925. Reichspräsident der Weimarer Republik*, Bonn 2007, S. 13–41; Jürgen Mittag: *Wilhelm Keil (1870–1968). Sozialdemokratischer Parlamentarier zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Eine politische Biographie*, Düsseldorf 2001, S. 27–28; Depkat: *Lebenswenden*, S. 122–125.
- 40 Jürgen Mittag: *Zwischen Professionalisierung und Bürokratisierung. Der Typus des Arbeiterfunktionärs im Wilhelminischen Deutschland*, in: Klaus Schönhoven/Bernd Braun (Hg.): *Generationen in der Arbeiterbewegung*, München 2005, S. 107–143; Waltraud Sperlich: *Journalist mit Mandat. Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und ihre Arbeit in der Parteipresse 1867 bis 1918*, Düsseldorf 1983; Peter Lösche/Franz Walter: *Die SPD. Klassenpartei – Volkspartei – Quotenpartei. Zur Entwicklung der Sozialdemokratie von Weimar bis zur deutschen Vereinigung*, Darmstadt 1992, S. 66–70, 131–162.
- 41 Vgl. auch Oppelland, S. 430.
- 42 Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück. Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben (1874)*, in: Giorgio Colli/Mazzino Montinari (Hg.): *Nietzsche Werke. Kritische Gesamtausgabe. Dritte Abteilung. Erster Band*, Berlin/New York 1972, S. 239–330.

scherweise wurden sozialistische Lebensgeschichten bislang deshalb vor allem im Hinblick auf ihre Leistungen und ihre Bedeutung für den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse bewertet.

„Biographische Beiträge über Sozialdemokraten der Weimarer Republik – was mag das für einen Sinn geben“, fragten beispielsweise die drei Herausgeber des Bandes „Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten“ ihre Leser gleich im ersten Satz. Das Urteil über die Sozialdemokraten der Zwischenkriegszeit sei doch längst und eindeutig negativ gesprochen. Hätten „sie nicht vor den Herausforderungen ihrer Zeit restlos versagt, da es ihnen weder gelang, die Republik sozialistisch auszugestalten noch sie vor dem Ansturm der Nationalsozialisten zu schützen?“<sup>43</sup>

Über ganz ähnliche Schwierigkeiten der biografischen Annäherung an die Sozialdemokraten der Weimarer Republik berichtet auch Walter Mühlhausen in der Einleitung zu seiner monumentalen Biografie Friedrich Eberts.<sup>44</sup> Die historische Bewertung Eberts, den die Kommunisten als *Arbeitervertreter* verfemten, der innerhalb der eigenen Partei zumindest umstritten war und der von den Republikgegnern als *Vaterlandsverräter* verleumdet wurde, werde bis heute maßgeblich „von den Klischeebildern seiner Haltung in den Monaten der Revolution geprägt“.<sup>45</sup> Habe er rechten Sozialdemokraten und bürgerlichen Liberalen als derjenige gegolten, der 1918/19 die Energien der Revolution in die Bahnen der parlamentarischen Demokratie gelenkt und Deutschland vor dem Bolschewismus gerettet habe, so hätten linke Sozialdemokraten in ihm den Hauptverantwortlichen dafür gesehen, dass die Sozialdemokratie es in der in ihrem Ausgang offenen revolutionären Situation von 1918/19 versäumt hätte, die Herrschafts- und Gesellschaftsordnung des Wilhelminischen Kaiserreichs grundlegend zu reformieren, um die Demokratie durch vorbeugende Strukturmaßnahmen dauerhaft zu stabilisieren.<sup>46</sup> Aus Sicht der DDR-Historiografie sei Ebert später gleich ganz zum „Synonym für die gesamte Sozialdemokratie von Weimar und für die Fehler der SPD in der Revolutionszeit von 1918/19 und in der ersten Republik“ geworden.<sup>47</sup> Weil eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Politik und Präsidentschaft Friedrich Eberts weder in der Weimarer Republik noch in den ersten beiden Jahrzehnten der Bundesrepublik Deutschland stattgefunden habe, hätten sich plakative Pauschalurteile über Friedrich Ebert in der Historiografie und in der breiteren Öffentlichkeit festsetzen können. So sei Ebert „zur Chiffre für die Sozialdemokraten und die Sozialdemokratie von Weimar verkümmert, die den gestellten Herausforderungen nicht gewachsen gewesen sei, schlicht restlos versagt habe“.<sup>48</sup> Mithin wurden auch die historischen Urteile über die Biografie und Lebensleistung Friedrich Eberts nachhaltig durch das normative Ideal eines politischen Aktivismus im Dienste der Durchsetzung sozialistischer Zielutopien geprägt.

43 Lösche/Scholing/Walter, S. 7.

44 Mühlhausen, S. 13–41.

45 Ebd., S. 16.

46 Ebd., S. 16–17.

47 Ebd., S. 20.

48 Ebd., S. 22.

Entlang ganz ähnlicher Linien entfaltete sich die sowohl zeitgenössische als auch historiographische Auseinandersetzung mit Wilhelm Keil. Der ihm in erbitterter Feindschaft zugehörige Kurt Schumacher warf Keil vor, im Jahr 1933 sozialdemokratische Ideale verraten und „in einer für Deutschland glücklicherweise einzigen Art eine Kapitulation vor den Nazis vollzogen“ zu haben.<sup>49</sup> Analog dazu sah der Schumacher-Biograf Peter Merseburger in Keil einen engstirnigen Parteifunktionär und „ewig bequemen Anpasser“.<sup>50</sup> Diesen Urteilen hielt Jürgen Mittag in seiner Keil-Biografie nun ein ganz anderes entgegen, indem er betonte, dass Keils größte politische Leistung darin bestehe, dass er – ganz im Sinne sozialdemokratischer Grundüberzeugungen – nach 1945 einen gewichtigen Beitrag zur Grundlegung und Ausgestaltung der Bundesrepublik Deutschland als pluralistisch-liberale Demokratie geleistet habe, weshalb dessen Biografie es durchaus wert sei, vor dem Vergessen bewahrt zu werden.<sup>51</sup>

Der dritte Grund für die Schwierigkeiten, die das Genre der Biografie der Arbeitergeschichtsschreibung bereitet, ist in den Wertideen und den Prämissen zu suchen, die das Geschichtsverständnis und die Erkenntnisinteressen dieses historischen Teilfachs nachhaltig bestimmen. Sie sind nämlich im Kern anti-individualistisch. Gerade die Arbeitergeschichtsschreibung war und ist in besonderem Maße geneigt, die gesellschaftliche Bedingtheit der Einzelperson zu betonen, ihre Prägung, wenn nicht gar ihre Determiniertheit durch Klassenlage und anonyme wirtschaftliche Prozesse in den Vordergrund zu stellen. Mit den Händen greifen lässt sich dieser anti-individualistische Impetus in dem schon erwähnten, von Peter Lösche, Michael Scholing und Franz Walter herausgegebenen Sammelband zu Lebensläufen Weimarer Sozialdemokraten. In ihm ging es nach Angaben der Herausgeber vor allem darum, in den dort zusammengetragenen biografischen Skizzen „die frühen prägenden Faktoren in den Lebensläufen“ zu analysieren, also „die soziale Herkunft, das regionale Milieu, die gesellschaftlichen Mentalitäten“ sowie „die generationsspezifischen Erfahrungen“. Auf diese Weise sollte „der politische und ideologische Standort der Sozialdemokraten in der Weimarer Republik soziobiographisch entschlüsselt“ und dadurch auch „gewissermaßen entindividualisiert“ werden.<sup>52</sup> Soziobiografische Entschlüsselung im Dienste der Entindividualisierung als Ziel sozialdemokratischer Biografie – prägnanter kann die anti-individualistische Grundhaltung der Arbeitergeschichtsschreibung kaum auf den Punkt gebracht werden. Vor diesem Hintergrund verspricht ein neuer Zugriff auf Biografieforschung als historische Sozialisationsforschung auch für die Biografie im Feld der Arbeitergeschichtsschreibung neue Impulse.

49 Zitiert nach Mittag: Keil, S. 28.

50 Peter Merseburger: Der schwierige Deutsche. Kurt Schumacher. Eine Biographie, Stuttgart 1995, S. 156.

51 Mittag: Keil, S. 571.

52 Lösche/Scholing/Walter, S. 9.

## Biografieforschung als Sozialisationsforschung

Das zentrale Erkenntnisziel einer als historische Sozialisationsforschung betriebenen Biografieforschung ist die Analyse der Prägung der Einzelperson durch die Institutionen, Strukturen und Praktiken des Sozialisationsprozesses. In diesem Zusammenhang haben sich im Feld der Arbeitergeschichte bislang vor allem zwei Ansätze besonderer Beliebtheit erfreut, und zwar zum einen die schon seit längerem in die Geschichtswissenschaft eingeführte Milieutheorie, zum anderen die vor allem für das 20. Jahrhundert gegenwärtig fast schon inflationär gewordene Generationenforschung, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts auch auf die „Generationen in der Arbeiterbewegung“ angewandt worden ist.<sup>53</sup>

Unter Milieu wird in den Worten Klaus Tenfeldes eine „Wert- und Deutungsgemeinschaft großer Minderheiten“ begriffen, die als „außerfamiliäre Sozialisationsagentur“ allerersten Ranges Lebensläufe und politische Grundeinstellungen von Sozialdemokraten und Arbeitern bis 1933 und darüber hinaus nachhaltig geprägt hat.<sup>54</sup> Betont wird mithin die enorme Prägekraft, die das Milieu auf das Individuum ausübt, vor allem auf sein politisches Handeln, denn seit M. Rainer Lepsius' bahnbrechendem Aufsatz aus dem Jahr 1966 zielt der Milieuansatz darauf ab, „aus einer homogenen lebensweltlichen Prägung korrespondierendes politisches Verhalten abzuleiten“.<sup>55</sup>

Eine Möglichkeit zu weiterer Differenzierung milieugetriebener Sozialisationsprozesse bietet die wissenssoziologische Generationenforschung in der Nachfolge Karl Mannheims, die zentral in der „begriffliche[n] Trias“ (Zinnecker) von Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit gründet.<sup>56</sup> Grundlegend für diesen Zusammenhang ist, dass Mannheim Generation als „eine besondere Art der gleichen Lagerung verwandter Jahrgänge‘ im historisch-sozialen Raume“ begreift.<sup>57</sup> Als bloßes Lagerungsphänomen ist Generation keine Gruppe im soziologischen Sinne, sondern ein Miteinander von Individuen etwa gleichen Alters, die jedoch noch keine von einem gemeinsamen Generatio-

53 Schönhoven/Braun.

54 Klaus Tenfelde: Generationelle Erfahrungen in der Arbeiterbewegung, in: Schönhoven/Braun, S. 17–49, hier S. 27–28.

55 Pyta, S. 333. Grundlegend zum Milieuansatz: M. Rainer Lepsius: Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: Gerhard A. Ritter (Hg.): Deutsche Parteien vor 1918, Köln 1973, S. 56–80.

56 Karl Mannheim: Das Problem der Generationen (1928), in: ders.: Wissenssoziologie, hg. von Heinz Maus/Friedrich Fürstenberg, Berlin 1964, S. 509–565, hier S. 541–544; Jürgen Zinnecker: „Das Problem der Generationen“. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text, in: Jürgen Reulecke (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003, S. 33–58, hier S. 41. Zur aktuellen Generationendiskussion: Ohad Parnes/Ulrike Vedder/Stefan Willer: Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte, Frankfurt am Main 2008; Ulrike Jureit/Michael Wildt (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005; Ulrike Jureit: Generationenforschung, Göttingen 2006; Andreas Schulz/Gundula Grebner (Hg.): Generationenswechsel und historischer Wandel, München 2003; Stephen Lovell (Hg.): Generations in Twentieth-Century Europe, Basingstoke 2007.

57 Mannheim, S. 529. Das Folgende nach Volker Depkat: Autobiographie und Generation, in: Martin Dröge (Hg.): Die biographische Methode in der Regionalgeschichte, Münster 2011, S. 43–57, hier S. 44–46.

nenbewusstsein getragene konkrete Gruppe bilden. Die altersspezifische Lagerung im sozialen Raum ist vielmehr nur die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass sich die Mitglieder von bestimmten Alterskohorten als Generation vergemeinschaften können.<sup>58</sup> Der Übergang von generationeller Lagerung zum Generationenzusammenhang ist für Mannheim dort gegeben, wo sich die potenzielle Partizipation an denselben Ereignissen realisiert; wo also Individuen, die sich in derselben Generationslagerung befinden, tatsächlich auch „am gemeinsamen Schicksal und an den dazugehörigen, irgendwie zusammenhängenden Gehalten“ partizipieren und dies zur Grundlage ihres Generationenbewusstseins und ihrer generationellen Vergemeinschaftung machen.<sup>59</sup>

Innerhalb eines Generationenzusammenhangs können sich noch kleinere soziale Formationen herausbilden, Generationseinheiten nämlich, die die generationellen Erfahrungen auf eine bestimmte Weise deuten und sich zugleich von alternativen Deutungen ihrer Generationengenossen abgrenzen. Diese Generationseinheiten seien dadurch bestimmt, dass ihre Mitglieder nicht nur lose an gemeinsamen Ereignissen oder Lebensbedingungen partizipieren, sondern dass sie auf diese einheitlich reagieren, aus einer verwandten Grundstimmung heraus in ihnen mitschwingen und sie auf eine ihnen spezifische Art gestalten.<sup>60</sup> Generationseinheiten sind mithin über gemeinsam geteilte Wertideen sowie eine ihnen eigene Perspektive auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbunden und zugleich von anderen Einheiten ihres Generationenzusammenhangs unterschieden.

Insgesamt also ist Generation im Sinne Mannheims keine soziale Tatsache an sich, sondern ein soziales Phänomen, das erst dann zu erscheinen beginnt, wenn die Mitglieder einer Alterskohorte sich entweder selbst als Generation thematisieren oder wenn sie von anderen Vor- oder Nachgeborenen als Generation identifiziert werden.<sup>61</sup> In dieser Spannung von Selbstthematisierung und Thematisierung durch andere wird Generation zu einer Kategorie sozialer Kommunikation, und zwar jener Kommunikation also, durch die sich soziale Gruppen über sich selbst und ihren Ort in der Welt verständigen, ihre Identität definieren und sich selbst als Gruppe erreichbar werden.<sup>62</sup> Generation im Sinne Mannheims ist mithin eine durch eine alterskohortenspezifische Schichtung von Erfahrung definierte Gruppe, die sich durch die Selbstverständigung über die für sie bestimmenden Erfahrungen als Generation vergemeinschaftet.

Die besondere Attraktivität von Milieutheorie und Generationenforschung für die Biografie der Arbeiterbewegung – und nicht nur deren Biografie – scheint darin zu liegen, dass beide es erlauben, „beim biographischen Unterfangen einen überindividuellen Faktor einzubauen, der politische Vergemeinschaftungen in den Blick nimmt“, wie Wolfram Pyta betont

58 Mannheim, S. 536.

59 Ebd., S. 547.

60 Ebd., S. 544.

61 Ein Musterbeispiel für die Thematisierung von Generation durch andere ist Tom Brokaws Darstellung der US-amerikanischen Veteranen des Zweiten Weltkriegs. Tom Brokaw: *The Greatest Generation*, New York 1998.

62 Vgl. dazu Depkat: *Kommunikationsgeschichte*.

hat.<sup>63</sup> Ist das aber die Lösung? Sozialistische und sozialdemokratische Biografieforschung als Sozialisationsgeschichte mit Milieu und Generation als den beiden zentralen Koordinaten, die es ermöglichen, das Individuelle zu entindividualisieren? Ich meine, da fehlt noch etwas, und zwar das, was den eigentlichen Charme der Biografik jenseits aller Konkretisierung des Abstrakten und Allgemeinen ausmacht: das Nicht-Ableitbare des historischen Individuums, das Kontingente, das Deviante, jener mehr oder weniger große Rest des Unberechenbaren also, das dann doch ungeachtet aller gesellschaftlicher Prägung die Einmaligkeit einer jeden Einzelperson und ihres Lebenswegs ausmacht, also genau das betont, wofür sowohl die Milieu- als auch die Generationentheorie den Blick verschließen.

Weder die prägende Kraft des Milieus noch die der Generation vermögen zu erklären, warum einige Sozialdemokraten sich bei vergleichbarer Milieuprägung und generationeller Lagerung im sozialen Raum unter dem Eindruck der Katastrophen des 20. Jahrhunderts nach links und andere nach rechts entwickelten. Sozialdemokraten wie Friedrich Ebert (1871–1925), Otto Buchwitz (1879–1964), Wilhelm Keil (1870–1968), Wilhelm Dittmann (1874–1954) oder Albert Grzesinski (1879–1947) waren alle durch das Arbeitermilieu geprägt und lassen sich alle der „Generation Ebert“ im Sinne Klaus Tenfeldes zurechnen.<sup>64</sup> Doch wie unterschiedlich waren ihr Politikverständnis und ihre politischen Zielvorstellungen? Wie gegensätzlich ihr politisches Handeln in den rasch wechselnden historischen Kontexten des 20. Jahrhunderts? Wie unterschiedlich verliefen ihre Lebenswege in der Arbeiterbewegung und durch das 20. Jahrhundert? Wie gegensätzlich waren die von ihnen aus den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts gezogenen Konsequenzen?<sup>65</sup> Um das zu verstehen, bedarf es freilich einer Biografieforschung, die in der Einzelperson mehr sieht als bloß die Konkretisierung des Abstrakten, und die deshalb auf die Binnendifferenzen innerhalb eines Milieus und innerhalb einer Generation abzielt und das Möglichkeitsspektrum sozialdemokratischer Lebensläufe und Politik unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts umreißt.

Diese Rückbesinnung auf das Kontingente von Lebensgeschichten bedeutet nun allerdings keineswegs einen salto mortale zurück in die Wunderwelt des Historismus. Die neueren sozialisationshistorischen Ansätze lassen sich doch durchaus plausibel mit der Einmaligkeit und Kontingenz der Einzelperson verbinden, wenn man die Kategorie „Entscheidung“ zu einer zentralen Kategorie biografischer Forschung macht, denn die individuelle Entscheidung für oder gegen etwas ist die Schnittstelle zwischen der Einzelperson und dem Kollektiv, zwischen Agency und Milieu, zwischen Individuum und System. Einer solchen Biografik ginge es nicht allein darum, Handlungsspielräume auszuloten und die Vielfalt von Optionen freizulegen, sondern immer auch darum, zu verstehen, wie sich eine Einzelperson in einer konkreten historischen Situation entschieden hat – und warum. Welche zurückliegenden Erfahrungen flossen in eine individuelle Entscheidung für oder gegen etwas ein? Im Hinblick auf welche Erwartungen wurde eine Entscheidung getroffen? Wie beeinflussten einmal getroffene Entscheidungen folgende Entscheidungen? Solche Fragen wären in einer

63 Pyta, S. 333.

64 Tenfelde, S. 38.

65 Dazu ausführlich und quellennah Depkat: *Lebenswenden*, S. 257–337.

auf die Rekonstruktion von individuellen Entscheidungen fokussierten Biografie vorrangig zu stellen.

Ein solcher Ansatz scheint mir besonders für sozialistische und sozialdemokratische Biografien des 20. Jahrhunderts ergiebig und weiterführend zu sein, weil die für das jüngst vergangene Säkulum spezifische Abfolge von historischen Zäsur- und Umbruchserfahrungen jeden einzelnen Aktivisten dazu zwang, sich ihr gegenüber zu verhalten. Schaut man sich nur einmal die „Generation Ebert“ an, so beginnt es im Kaiserreich mit der Entscheidung für die SPD und das politische Aktivwerden, es setzt sich 1914 fort mit der Entscheidung für oder gegen die Kriegskredite, 1917 für oder gegen die USPD, 1918/19 für oder gegen die parlamentarische Demokratie, später dann für oder gegen die Kooperation mit bürgerlichen Parteien, für oder gegen die Präsidialkabinette, für oder gegen das Stillhalten beim Preußenschlag, für oder gegen das Exil, für oder gegen die Rückkehr nach Deutschland nach 1945 usw. Alles in allem hat die Kriegs- und Katastrophensignatur des 20. Jahrhunderts einen enormen Biografie prägenden Entscheidungsdruck freigesetzt, und die im rasanten Auf und Ab des historischen Prozesses getroffenen individuellen Entscheidungen haben politische Identitäten definiert, das sozialistische Spektrum ausdifferenziert und linke von rechten Sozialdemokraten geschieden. Politische Identitäten sind eben nicht von vornherein gegeben, sondern sie entwickeln sich – und sie entwickeln sich durch die in historischen Kontexten getroffenen individuellen Entscheidungen. Eine so definierte sozialdemokratische Biografie, die auf die Genese von politischen Identitäten durch Entscheidung abhebt, wird ihr Heil nicht länger mehr nur in der Entindividualisierung des Individuellen suchen – und suchen können.